

Nr. 295. Bromberg, den 28. Dezember. 1934

Die verliebte Winterfrische

von Gabriele von Sazenhofen.

(6. Fortsetzung.)

Steff sprach beinahe nichts mehr mit ihr. Er sah sie überhaupt kaum an, und den Moment, sich einmal neben ihn setzen zu können, hatte sie in dummer Liebenswürdigkeit gegen Doktor Fleure, der sie nicht aus dem Gespräch ließ, wieder verpaßt. Heute hatte Steff sich sogar ein paar seiner Werkzeuge auf das niedere Tischchen neben der seidenen Stehlampe mitgenommen und bohrte und feilte ungesellig stumm für sich an einem winzigen Maschinenbestandteil.

Er war ganz verändert gegen sie. Was hatte er nur? Was war denn geschehen? Überhaupt das ganze Leben war auf einmal herzzerreißend traurig. Sie sah ein paarmal ängstlich nervös zu ihm hinüber, wechselte, schlank in bronzefarbenen Seidenstrümpfen, den linken Fuß über den rechten und ärgerte sich sofort.

Während Fleure sie redegewandt systematisch verführend umgab. „Ich war ja wie ein Narr, als ich von meiner Spritztour nach München in unser Alpenhotel zurückkehre und finde die Damen nicht mehr vor. Mein ganzes Sinnen galt jetzt dem Wunsche, die süße Spur auch sicher wieder aufnehmen zu können." Seine Stimme hatte manchmal eine erprobt sinnliche Dämpfung. „Aus dieser Nacht stammt ein Gedicht von mir. Warten Sie . . ." Er suchte in seiner Brusttasche. „Wenn es Sie interessiert?!" Er hatte eine schmeichelnde Art, zu flirten. Gegen sein vielfaches Erleben war jetzt das unberührt Kindliche sein Typ bei Frauen. Das ergibt sich ganz von selbst, wenn man vor dem Rasierspiegel mit einer Pinzette aus der jugendlich dunklen Mehrheit schon einmal ein graues Haar gezogen hat.

Für Leni war es ein harmloses Vergnügen, sich umworben zu fühlen, und in dem langweiligen Hotel war sie unschuldig lachend darauf eingegangen, angenehm in ihrem Selbstgefühl gehoben, das in dem elternlosen Kind durch eine ganze Erziehungsgenossenschaft von pädagogischen Verwandten noch bis vor ein paar Jahren ohnehin fast ausgerottet war. Heute aber seufzte ihr kleiner roter Mund nur schmerzlich nachsichtig dazu. „Also gut! Lesen Sie!"

Dr. Fleure erhob sich. „Darf ich Sie bitten, Fräulein Lenchen? Wir gehen dort hinüber zum Klavier, denn das ist nur für Sie!"

Er entfaltete mit beringten Händen einen Bogen. Vorsichtig die Kostbarkeit seines Erzeugnisses verstärkend, machte er eine vorbereitende Mundbewegung als Dichter und Interpret und las, auf den Flügel gestützt, gegen sie und die kleine Notenlampe vorgeneigt, vibrierend mit effektvollen Kunstpausen:

„Ich wühl' nach dir
In schmerzzerriss'ner Qual,
Indes die Nacht
Mit krallenartigen Fingern
Die Lavaglut
In meiner Seele reizt.
Dein holder Leib
Auf Nimmerwiedersehen
Sich ohne jeden Gruß
Von mir entfernt.
Du kannst nicht wollen,
Daß ich elend ende.
In gellendem Gelächter
Schreit mein Blut
Vor Witterung,
Daß ich dich wiederfände."

Leni sah traurig bewegt auf Fleures Mund und hatte eigentlich gar nicht aufgepaßt.

Aber er betrachtete sie mit eitler Befriedigung. Es war ihm nichts Seltenes, daß seine Zuhörer sprachlos waren. Aber die Ergriffenheit in den Zügen dieses blutjungen, begehrenswerten Weibes war ihm besonders wert.

In Steffs unruhigen Händen war die kleine Feile ausgerutscht, als die beiden sich in den Hintergrund des Zimmers zurückzogen. Er saugte an der leichten Verwundung und sah gespannt hinüber. Bis hierher war es nur ein unartikuliert sinnlich gedämpfter Rhytmus, weich verträumt dazu Lenis Profil. Steffs Gesicht wurde ganz dunkel vor Erregung, und die grauen Augen wurden beinah schwarz. Knabenhaft verletzt und stolz warf er plötzlich seinen blonden Kopf auf, packte mit einem Handgriff seine Werkzeuge zusammen und ging hinaus.

An diesem Abend stand Leni trostlos in ihrem Zimmer Nummer 5 in einem langen, blauseidenen Nachthemd noch am Fenster und sah hinunter ins Tal. Es war eine lichte Nacht mit ungezählten Sternen, als wären lauter kleine Löcher aus dieser dunklen Wölbung in eine glanzvolle Unendlichkeit gestochen. Aber auch das war nicht beruhigend. Das Herz blieb eine schmerzliche Enge mit seinem lebendigen, viel wichtigeren Geschick. Leni weinte stumm, mit zuckenden Mundwinkeln, unsicher, trotzig und schwer verliebt.

Hanna und Leni fuhren jetzt häufig am Morgen in greller Vormittagssonne auf der Kräutlwiese Ski. Dieses große Schneefeld am Waldrande war besonders geeignet, da es Hanna noch nicht gar so gut konnte.

Doktor Fleure schloß sich in schicker Sportausrüstung meistens an. Im allgemeinen lag ihm und seiner ganzen Erscheinung mehr die Geselligkeit und Unterhaltung innerhalb als außerhalb eines solchen Hotels. Aber das junge Mädchen zog ihn an und nach wie ein Magnet.

„Heut' war's wieder herrlich! Einfach beglückend!" erklärte er, zu Steff gewendet, der in der Halle der kleinen, von draußen kommenden Gruppe nicht mehr gut ausweichen konnte. „Sie müssen nämlich wissen, ich bin ein ausgesprochener Bewegungstyp. Ich liebe das Hochgebirge! Die Natur gibt mir ungeheuer viel!" Er streifte Leni rasch, von der Seite beobachtend, auch indirekt immer für sie sprechend. „Es verhält sich da ganz wie mit der Entdeckerwonne herbsüßer Mädchenschönheiten. Sie hat nichts Blendendes und schenkt sich nur dem, der sie erfassen kann."

Da wandte Steff langsam seine Augen Leni zu und sah ihr eigentümlich ins Gesicht. Sie fühlte sich dadurch irgendwie strafbar betroffen und wurde unschuldig tiefrot.

Da lächelte er spöttisch.

Plötzlich fühlte sie sich von rückwärts fest umklammert, der kleine Xandi blies ihr überraschend in Wiedersehensfreude seinen warmen Atem durch die Strickmaschen.

Leni drehte sich schnell erschrocken um. „Aber Xanderl!“

Er lachte ganz hoch und entzückt, daß man seine spitzen Zähnchen sah. „Ich war's gar nicht!“ Er zupfte den Onkel Steff am Ärmel, flüsternd: „Sag', daß du's warst!“

Aber der Onkel Steff machte mit zusammengezogenen Brauen, ganz gegen seine sonstige Art, nur eine finstere, streng ablehnende Kopfbewegung. „Das tut man nicht, Xandi!“

Er sah den Onkel verwundert an. „Warum?“ fragte er nur noch leise und schob seine kleine Faust in Lenis herabhängende Hand, bei der mit Gewißheit zu rechnen war, daß sie sich immer liebevoll über der seinen schloß.

*

„Du“, erzählte Xandi, Leni in ihrem Zimmer bei der Beantwortung von Briefen unterhaltend, „du, ich hab' jetzt wieder ein Kindermädchen! Aber es ist auch ein Trampel!“ stellte er schonungslos weiter fest. „Hörst du mit dem Schreiben bald auf?“

„Ja! Warte, Xandi! Gleich!“

Er lümmelte, auf einem Sessel kniend, ihr gegenüber am Tisch und schoß mit der schönen roten Holzkugel, einem wertvollen Geschenk von ihr, Kegel nach dem Tintenfaß. Leni griff, mit der linken Hand mechanisch haltend, darnach. Manchmal sprang sie auf den Boden herunter. Dann fuhr er wie ein Wilder ihr nach.

Mit so einer Kugel war schon eine Hetz. Tagelang hatte er sie ganz vergessen gehabt. Aber seit gestern war ihm der Wert dieses Eigentums erst wieder so recht aufgegangen.

„Nein! Ich geb' sie nicht her! Ich behalt' sie mir!“ befestigte er immer wieder in geizigem Selbstgespräch seinen Willen. „Du, Leni! Leni, horch! Ich geb' sie nicht dem Onkel Steff! Er will sie haben! Ich geb' sie ihm nicht! Schau, ich hab' sie noch immer!“

Leni hob ihre langen, dunklen Wimpern aufmerksam gespannt: „Wer möchte sie haben?“ fragte sie beklommen ungläubig.

„Der Onkel Steff will sie mir abkaufen! Aber ich behalt' sie mir lieber“, erklärte er triumphierend.

„Xandi“, sagte da Leni beinahe vorwurfsvoll bittend, „ja, gib sie ihm doch! Xanderl, wer wird denn so neidisch sein!“

Aber er schob trotzig, in seinem Besitz bedrängt, die Unterlippe vor. „Aber er ist doch schon ein Großer! Und darf auch gar nicht mehr spielen! Wenn ich einmal so groß bin, spiel' ich auch nicht mehr damit!“ versicherte er und fügte noch rasch hinzu: „Dann trag' ich sie nur so in der Tasche!“ Das sagte er, um ja den Gedanken an einen Verlust auch für die Zukunft auszuschließen.

Leni sah ein, daß da nichts zu machen war. Ihr weicher, roter Mund bekam einen träumenden Zug bei dem Gedanken an dieses Kaufangebot für ihre Perle. „Da hast du!“ sagte sie großzügig und nahm vom Toilettetisch die Halskette herüber, mit der Schere die Schnur durchschneidend. „Ich schenk' sie dir alle, und dann kannst du ja eine davon hergeben, wenn . . . wenn . . . dich . . . jemand nochmals darum bitten sollte.“

Xandi sah verklärt auf den Kugelhaufen und nickte sehr einverstanden mit dem Kopf, dann aber stopfte er eifrig alle Taschen voll und hatte auf einmal ein wichtiges Drängen hinaus, wie einer, der in der Lotterie gewann und das Bedürfnis in sich fühlt, auch seinerseits jetzt gleich etwas Gutes zu tun.

„Xanderle!“ rief ihm Leni noch nach, „aber gelt, ja keine in den Mund stecken!“

Dabei ist es gar nicht immer leicht, sogleich etwas Gutes zu tun. Der Onkel Steff war erst gar nicht aufzufinden, und beim Nachfragen in der Küche fühlte er sich durch die interessante Tätigkeit der Frau Marie Wammerl auch noch sehr ersprießlich und profitvoll aufgehalten. Er entschloß sich erst, nach dem Onkel weiterzusuchen, als alle Rosinen hoffnungslos und endgültig im Kuchenteig verrührt waren.

Steff befand sich in der ebenerdigen Kammer, die er sich als Werkstatt und Laboratorium eingerichtet hatte, und wurde dort durch die lauten pfauchenden und quietschenden Geräusche freudig von Xandi entdeckt. Der kleine eiserne Ofen gab eine starke Schmelzhitze, und Steff arbeitete in einem feinkarierten Sporthemd, der Rock war ihm zu heiß geworden, lötend und feilend an der Herstellung eines passenden Schlüssels zur alten Kellertür.

Xandi stand zuerst eine Zeit neugierig stumm dabei, und Steff nahm, aufmerksam auf seine Arbeit schauend, wenig Notiz von ihm. Aber dann konnte es Xandi doch nicht mehr aushalten. Herausfordernd zurückgelehnt klimperte er wie ein schwerreicher Mann in seinen Hosentaschen.

„Du! Jetzt hab' ich fein viele! Alle hab' ich!“ Er begann mit seinen kleinen Fäusten immer mehr zu wühlen: „Hörst du sie, wie sie scheppern? Die ganzen von der Kette gehören jetzt mir! Die Leni ist eine Liebe!“

„So?! Ist sie das?“ antwortete Steff, auf einmal interessiert, aber hitzig weiterarbeitend, mit einer schwankend vorfallenden Scheitellocke.

„Onkel Steff, jetzt geb' ich dir auch eine!“ sagte er großzügig. „Da hast du sie! Schau!“

Steff griff danach, wehmütig bitter, und suchte nach seinem Portemonnaie, um das Geschäft abzuschließen.

„Nein!“ sagte Xandi in einer großmütigen Anwandlung. „Die kannst du sowieso haben! Die schenk' ich dir!“

Aber der Onkel legte doch die 50 Pfennig an die Tischecke. „Ich danke dir, Xandi! Aber nimm das nur! Kauf' dir Zuckerl darum!“

Und er fühlte sich wirklich durch die glänzende Münze in seiner großen Geste schwankend beunruhigt. „Gut! Da geb' ich dir halt noch zwei kleine drauf!“ erklärte er wie ein Philantrop und Verschwender und konnte den Onkel gar nicht begreifen, daß er das ablehnte und mit einer genug hatte. Zufrieden über die Bescheidenheit seines Verwandten seufzend, steckte er also das Geld und die zwei anderen Kugeln wieder ein. „Freust du dich recht?“ forschte er. „Gelt, am Abend, wenn es niemand sieht, dann spielst du damit. Gelt? Wenn du im Bett liegst! Kannst sie auch auf dem Federdeckbett hin- und herrollen!“ riet er erfahrungsvoll.

„Wenn auch das nicht gerade!“ lächelte Steff. „Immerhin, ich bin dir sehr dankbar, daß du sie mir überlassen hast.“

An der Tür wandte sich dann der Xandi noch einmal kameradschaftlich warnend um: „Aber nur nicht in'n Mund stecken, Steff!“ Und vergaß diesmal, „Onkel“ dazuzusagen. Irgendwie hatte er doch plötzlich bei ihm bei dieser entdeckten Schwäche für Kugeln als Respektsperson eingebüßt. „Und sag' ihr auch, daß ich sie dir schon gegeben hab'!“ mahnte er noch.

Aber da war Steff mit einem Satz bei ihm und fing ihn sich zurück. „Wieso denn? Was hast du ihr denn überhaupt erzählt?“ Er sah, tief zu ihm heruntergebeugt, ihn ganz böse an: „Du mußt nicht immer alles tratschen! Da kann ich mich wirklich ärgern! Merk' dir das!“

Und der Xandi machte ganz verständnislos erschrockene Augen dazu. Erwachsenen konnte man Freundlichkeiten erweisen, soviel man wollte, sie blieben doch immer unberechenbar.

Der Kapitän ging wutschnaubend in seinem Zimmer auf und ab. „Ein blödes Frauenzimmer! Ein borniertes Luder! Es ist ihr gar nichts geschehen! Steff, sei so gut, laß jetzt schon einmal diese ewige Buchführung und kümmere dich!“

„Ja, was kann ich denn machen?“

„Ich sag' dir doch schon“, erregte sich der Kapitän, „in ein bis zwei Tagen haben wir das ganze Haus voll! Beinahe alle Zimmer besetzt, und die Polster will auf und davon! In ihrem Zimmer geistert's! Die Wammerl hat auch auf einmal Geräusche gehört! Die machen einem ja ein nettes Renomee! Da könnten wir die Pension ja von vornherein gleich wieder zusperren! Da soll doch der Teufel hineinfahren!“

„Du hättest sie halt nicht gleich so anbrüllen sollen, Franz.“

„Von Brüllen kann gar nicht die Rede sein! Ich hab' auch nur gesagt: wie eine . . . . w i e eine Gans! Und „hysterische Bruthenne“ ist überhaupt keine Beleidigung! Aber ich bitt' dich, Steff! Wir brauchen sie jetzt! Wir können sie nicht rennen lassen, zwei Tage bevor alle Gäste da sind! Du verstehst dich doch besser auf Weiber! Schau dich um! Mach' irgend was! Der Mauritius, der Trottel, ist natürlich auch gleich auf und davon um ein Weihwasser.“

Steff schlug seine Rechenbücher zusammen und erhob sich langsam. „Ich kann's ja versuchen, ihr zuzureden, wenn du meinst!“

„Ja! Ich bitt' dich. Das Stubenmädel, so ein junges, das rennt uns ja dann auch gleich wieder fort! Dann haben wir nicht einmal mehr jemanden, der die Zimmer macht und das Kind versorgt."

Die Käte aber, wenngleich aus Unterloching, war ein durchaus aufgeklärtes Mädchen. Sie schwenkte am Morgen nach dieser Geisternacht trällernd ihren Besen durch die Fremdenzimmer und spannte voller Lebensfreude die Leintücher.

Nur in der Küche, der Frau Marie Wammerl gegenüber, lehnte sie lebhaft alle Mutmaßungen ab, geringschätzig die Achseln zuckend. „Ah! I hab nix g'hört! Da hätt i ja a was hörn müssn! Ah! Wos S' net sagn?! Jetztn goar a no Einbrecha! Gehn S', wer möcht denn da einsteign? Möchten S' ma scho sagn! Gehn S', i bitt Ihna! Lassn S' Ihna net auslachn! I hab nix g'hört! Mäus werdns halt g'wesn sein, Mäus! In so an alten Haus gibts ja des gnug! Mäus! Mäus!"

(Fortsetzung folgt.)

Kindliche Weihnachten.

Von Wolfgang Federau.

Es war alles so lang vorbei, so lang vergessen — es lag tief, tief unten auf dem Grunde der Seele, wo deine verlorene Kindheit schlummert. Denn da waren die Jahre, die vielen langen und harten Jahre, da die Welt dich am Genick packte, dich rüttelte und schüttelte, wo du sehr wach, sehr fest auf den Füßen stehen mußtest, um nicht zu fallen. Du bekamst deine ersten Falten in die Stirn, du bekamst deine voll ausgewachsenen Sorgen, und du lerntest, was es heißt: schlafen wollen und es nicht können, es nicht dürfen. Und da du, endlich aufgetaucht aus Unruhe, Kampf und Not, ein bißchen Frieden fandest, da war es ein anderer, ein harter, männlicher Friede — fast nur eine Atempause. Unter dem Tannenbaum saßest du dann, etwas wehmütig und etwas verlegen, wie einer, der sich um Verlorenes müht, das er nicht missen will und das doch so, gerade so nie mehr wiederkehrt.

Aber so viel älter, wie du jetzt bist, hast du nun selbst ein Kind, einen Jungen oder ein Mädel oder gar beides, und sie betteln und flehen, sie möchten so gern mit dir in ein Spielwarenlager gehen. Da soll es so viel zu sehen geben — ein Karussel ist da, ein richtiges Karussel, und ein Zeppelin mit schnurrenden Propellern und beleuchteten Kabinenfenstern, und so vieles andere mehr. Einmal, in einer schwachen Stunde, hast du es deinen Kindern versprochen, und jetzt nehmen sie dich beim Wort; sie sind völlig unerbittlich und lassen durchaus nicht locker.

Nun also stehst du da, mit dem Mädchen an der Hand oder dem Jungen, inmitten all des Getobes und Geheules und Jubels, ein bißchen benommen noch, ein bißchen aus der Fassung. Siehst ein paar hübsche blonde und braune und schwarze Jungfräulein, die mit mütterlich lächelndem Gesicht die Kinder verfrachten, auf dem Karussel, auf der Illusionsbahn, zur Fahrt ins Märchenland. Siehst diesen jungen und hübschen Damen eine ganze Weile wohlwollend zu, ohne auf das Zerren der kleinen Hand, die in deiner Pranke ruht, zu achten. Bis du dir schließlich einen Ruck gibst und willig deinem zappelnden Quälgeist folgst.

Ja — da sind sie nun aufgebaut, alle die Tiere, mit denen sich der bunte Garten deiner eigenen Kindheit bevölkerte. Die Affen und Bären und Hunde, die kleinen, drolligen Miezekätzchen, die großen, mächtigen Elefanten. Dein Mädel schreit vor Begeisterung und quetscht deine Hand — du aber siehst noch etwas nüchtern auf diese zoologische Parade. Weil es vielleicht schon allzulange her ist, seit dein Sehnen einmal nach diesen Dingen stand.

Aber da du nun weiter gehst von Tisch zu Tisch, wirst du langsam warm. Da ist der Bücherstand — in vielen bunten Bilderbüchern blätterst du etwas achtlos herum. Aber eben als du weitergehen willst, fällt dein Blick auf eine Reihe dicker, umfangreicher Bände, und dein Herz setzt einen Augenblick aus vor Freude. Sind sie da nicht alle aufgebaut, die Bücher von Karl May? Unter Orangen und Datteln, der Herr mit dem dicken Gesicht, und Winnetou, der ganze Winnetou, alle drei Bände? Nur zwei durftest du als Kind lesen — und das war vielleicht dein erster und ganz großer Schmerz. Den dritten hast du nicht mehr bekommen, weil du in deines Vaters Augen schon zu groß warst, damals, als er eigentlich fällig gewesen wäre. Und eben darum zwingt es dich jetzt, den dritten, eben diesen dritten Band heimlich herauszuziehen und sachte und vorsichtig, so als tätest du etwas Verbotenes, darin zu blättern. Aber da kommt auch schon ein Fräulein herbeigeschossen und fragt diensteifrig und ein bißchen mißtrauisch nach deinen Wünschen. „Das", sagst du ganz erschrocken und hälst ihr das Buch hin. „Dein Junge ist noch viel zu klein", sagst du dir selbst im gleichen Augenblick. „Ich werde es ihm aufheben, bis er größer ist." Aber du weißt ja doch, daß du es nicht aus diesem Grunde gekauft hast, daß du heute abend, wenn alles schlafen gegangen ist, die Ruhe einer Nacht daran wenden wirst, in deinem Arbeitszimmer diesen dritten Band des roten Gentleman durchzuschmökern, ganz, ganz heimlich. Und wenn deine Augen glänzen wie damals und deine Wangen wieder heiß werden sollten vor Eifer und Spannung, dann wirst du gewiß sehr glücklich sein und mit einem befriedigten Seufzer beim Morgengrauen zu kurzem Schlummere in dein Bett kriechen. Möglich freilich auch, daß du jene Fühlung zum Vergangenen nun nicht mehr findest.

Doch hierüber nachzudenken, hast du keine Zeit mehr, denn jetzt stehst du plötzlich vor einer wundervollen Eisenbahn mit Verkehrssignalen, mit Schranken, Bogenlampen, mit Stellwerk und Wärterhäuschen. Puffend und fauchend zieht die Lokomotive den Zug über die scheppernden Weichenzungen, sie fährt eine Acht, sie fährt eine Ellipse, sie fährt eine tüchtige Strecke geradeaus. Und dein Mädel, das ein halber Junge ist, oder dein Junge, sofern du einen hast, die stehen mit schwanenlang gereckten Hälsen vor diesem kleinen technischen Wunder- und Zauberwerk und sagen: „Ah!" und sonst gar nichts. Du aber — ja, beim Himmel, du möchtest dir das Ding da mit allem Drum und Dran einpacken lassen und es nach Hause tragen; du würdest dich des großen, unförmigen Paketes nicht schämen und keinesfalls dulden, daß man es dir zuschickt. — Und du weißt diesmal ganz genau, daß du dann kinderselig am Heiligen Abend unter dem Lichterbaum auf dem Teppich kniest oder gar auf dem Bauch liegst, ganz vertieft in die Verzückungen, die dieses Spielzeug vermittelt. Daß du unempfindlich sein wirst gegen das Zerdrücken deiner so gepflegten Bügelfalte und gegen herabtropfendes Wachs — ja, daß deine Frau dich oftmals und ganz vergeblich locken muß, nun doch endlich zum Essen zu kommen — es zähe Karpfen blau. Denn was sind schließlich die schönsten Karpfen im Vergleich mit einer solchen Eisenbahn?

Da trudelst du schnell weiter und im Kopf wälzt du bereits allerlei Zahlen. Du hast den Preis dieser Köstlichkeit erkundet, und er ist leider außerordentlich hoch, viel zu hoch eigentlich für deine bescheidenen Verhältnisse. Und es wäre doch so fein!

Und darum, während ihr weiter wandert, an den Burgen vorbei und den Puppenstuben, an den Löschzügen mit bleiernen Feuerwehrleuten darauf, an all dem mechanischen Zeug und den technischen Spielereien vorbei, an den Baukästen und Rollern und Schaukelpferden — darum kommst du gar nicht los von der Eisenbahn und von den Gedanken, die sich daran heften. Und Weihnachten ist dir plötzlich gar nicht mehr nur eine etwas rührselige und kostspielige Angelegenheit, sondern eine Sache, die dich sehr angeht. „Eisenbahn oder nicht Eisenbahn" — das ist jetzt die Frage!

Draußen steht ihr dann noch etwas benommen. Und wenn ihr schließlich nach Hause kommt, dann hast du vielleicht auch schon wieder dein überlegenes, wissendes Lächeln zurückgewonnen. Aber es hält nicht lange vor. Nur bis zur Stunde der Bescherung hält es vor. Dann lernst du plötzlich, daß der Zauber dieses Festes dem, der Kinder hat, nie ganz verloren gehen kann. Lernst die Wahrheit von Nietzsches Wort erkennen. In jedem Manne steckt ein Kind — das will spielen!

Was ja nun auch nicht gleich so weit zu gehen braucht wie in dem Falle jenes kleinen Mädchens aus der Seestadt Leipzig, das seine Mutter bittet: „Nächsde Weihnachn sorchsde dafier, daß der Babba ooch Spielzeug griecht." — „Wie gommsde denn auf die Idee?" — „Och — es is bloß, weil ich nächsde Weihnachd'n gern mit mein' eegenen Schbielsach'n schbieln möchde!"

Die Mistel im Volksglauben.

Das Symbol der Lebenskraft.

Von Ferdinand Erken.

In vielen Gegenden Deutschlands hat sich die Sitte, am Weihnachtstage Mistelzweige im Heim zu haben, aus alten Zeiten erhalten. Was den Volksglauben um die Mistel betrifft, so ist den meisten Menschen nur bekannt, daß man in England noch heutigen Tages zu Weihnachten Mistelzweige in der Mitte des Zimmers an die Lampe zu hängen pflegt. Unter diesem Mistelzweig wird zum Fest Händedruck und Glückwunsch ausgetauscht. Daneben besteht die alte Tradition, daß ein junges Mädchen, das unter dem Mistelzweig steht, einem jungen Manne den Kuß nicht versagen darf.

Rein praktisch gesehen, könnte man die Mistel als Pflanze ein wenig abfällig beurteilen. Denn sie ist ein Schmarotzer, der auf fremden Bäumen aller Art lebt, in erster Linie auf Eichen, dann auf Laubhölzern, und endlich — zum Leidwesen des Landwirts und Gartenbesitzers — auf Obstbäumen. Hier entwickelt sich auf den Ästen der Bäume der lichtgrüne Strauch, der etwa einen Meter Umfang erreicht. Er hat einen kurzen Stamm, grünbraune, gabelige Zweige, gelbgrüne Blätter, die auch im Winter nicht abfallen, und unscheinbare Blüten. Im November oder Dezember reift die Frucht, und dann sieht der Mistelzweig so aus, wie wir ihn alle kennen, mit grünen Blättern und etwa erbsengroßen, weißen bis gelblichen Beeren. Diese Beeren sind eine Lieblingsspeise vieler Vögel, besonders der Drosseln, die sie gern abpicken. Dabei werden die unverdaulichen, von klebrigem Schleim umgebenen Samen der Frucht aus dem Vogeldarm wieder ausgeschieden und meist auf die Äste eines Baumes gebracht, wo sie später keimen, Senkerwurzeln in das Holz des Baumes treiben und einen neuen Mistelstrauch entstehen lassen.

Die Mistel ist als — oft gefürchteter — Schmarotzer in Europa und Asien bekannt. Häufig hat sie wie in den letzten Jahren in Nordfrankreich, eine solche Ausbreitung gewonnen, daß alle möglichen Schutzmaßnahmen dagegen angewendet werden mußten. Den befallenen Bäumen wird durch die Mistel oft soviel notwendiger Lebenssaft entzogen, daß sie allmählich eingehen. Eine Bekämpfung hilft meist nur, wenn die Baumäste rechtzeitig unter der Befallstelle abgeschnitten werden. In schweren Fällen muß der Baum meist gefällt werden. Aus den Beeren und Stengeln der Mistel wird Vogelleim hergestellt.

Diese Pflanze hat im Volksglauben seit Alters her symbolische Bedeutung gehabt. Die Tatsache allein, daß sie Sommer wie Winter grünt, daß sie sich scheinbar auf geheimnisvolle Weise fortpflanzte und willkürlich auf allen möglichen Bäumen gedieh, ließen sie frühzeitig als Symbol der Lebenskraft erscheinen. Die Menschen glaubten, die Pflanze sei buchstäblich vom Himmel auf die Bäume herabgefallen, um sich hier schmarotzend zu entfalten.

Ein Kranz von Sagen zog sich allmählich um die geheimnisvolle Pflanze.

Merkur soll — wie das Altertum glaubte — mit einem Mistelzweig die Pforten der Unterwelt geöffnet haben. Die geheime Kraft der Pflanze machte sich auch, wie Virgil berichtet, der fromme Aeneas zunutze, um den Weg zu den Verstorbenen zu finden. Im alten Gallien tauchte die Mistel in den kultischen Gebräuchen auf. Am Jahresbeginn zog die Bevölkerung in langem Zuge in den „heiligen Wald". Dort schnitt der Druidenpriester mit einer goldenen Sichel die Mistel vom Baum. Wer ihre inmitten des Wintertodes lebensfrischen Zweige berührte, dem sollten Glück, Gesundheit und Wohlergehen im neuen Jahre beschieden sein.

Besonders der nordische Mythos hat sich der Mistel bemächtigt. Baldur, der Sonnengott der Germanen, wurde durch einen Mistelzweig getötet. Die Sage berichtet, daß der tückische Loki einen solchen Zauberzweig auf den Bogen des blinden Hödur, der die winterliche Natur verkörperte, gelegt habe. Dadurch sei der beliebte und verehrte Lichtgott Baldur auf tragische Weise ums Leben gekommen.

Brunhilde wurde, nach dem altgermanischen Göttermythos, von Wotan in Todesschlaf versetzt. Dabei soll sich Wotan ebenfalls des geheimnisvollen Mistelzweiges bedient haben.

Der Brauch, die Mistel beim altgermanischen Julfest zur Ausschmückung der Räume zu benutzen, ist bekannt. Wurden damals Tannenbäume vor das Haus gestellt und der Eingang mit Tannenzweigen geschmückt, so blieb das Innere des Hauses der Mistel vorbehalten. Man hoffte auch hier, daß die lebenspendende Kraft der Pflanze sich auf Menschen und Dinge übertragen sollte. Der heute noch in England lebende Brauch, der die Mistel in den Mittelpunkt des Weihnachtsfestes stellt, dürfte sich aus dem alten nordischen Brauchtum erhalten haben.

Natürlich hat der Volksglaube der Mistel auch besondere Heilkraft zugeschrieben. Man bereitete aus der Pflanze einen wunderkräftigen Saft, der als gutes Mittel gegen alle möglichen Krankheiten und Gebrechen bekannt war und gleichzeitig gegen Zauberei und Gift schützen sollte. Im Mittelalter pflegte man Fallsucht und epileptische Krämpfe mit der Heilwirkung der Mistel zu bekämpfen. Durch Einnehmen des Saftes oder Bestreichen damit, oft sogar schon durch Auflegen der Zweige wurden starke Heilwirkungen erhofft. Der Glaube, daß die Mistel jedem, der an ihre Kraft glaubt, Segen und Fruchtbarkeit beschert, hat sich in manchen Gegenden bis heute erhalten.

Aus den alten Sagen, nach denen der Mistelzweig geheimnisvolle Pforten öffnet, entstand später der Brauch, den Mistelzweig als Wünschelrute zu verwenden. Besonders den auf einer Eiche gewachsenen Zweigen sollte die Kraft innewohnen, verborgene Schätze zu finden.

In Frankrich beglückwünschen sich noch heute die Landleute vielfach zum neuen Jahr, indem sie Mistelzweige in den Händen halten. Wenn wir auch nicht mehr so ganz von der Wunderkraft dieser Zweige überzeugt sind, so bleiben sie doch ein schöner Schmuck zum Weihnachtsfest.

*

Mistel-Legende

Von Marcel Délard.

Vor vielen, vielen Jahren schon war die Mistel Gegenstand der Anbetung. In den Wäldern Galliens schnitten sie die Druiden mit goldenen Messern von den Bäumen und stießen dabei geheimnisvolle Schreie aus. Sie schrieben der Mistel eine zauberhafte Macht zu. Das Volk stürzte sich auf die weißen Leintücher, auf denen die Zweige verstreut lagen, und glaubte ein Heilmittel zu besitzen. Die Mistel jener Epoche trug noch nicht die weißen Kügelchen, die ihr eigentlicher Schmuck sind. Sie war damals nur ein biegsames Geäst mit schlanken, grünen Blättern.

Aber in einer Winternacht, da Eiszapfen an den Bäumen wie Diamanten blitzten, Sterne strahlten und der Himmel im dunklen Blau leuchtete, erklang es wie Rauschen von Fittichen durch die Luft. Unendlich süße Musik durchzitterte das Weltall und mit einem Male ertönte das himmlische Lied: Ehre sei Gott in der Höhe.

Während Engel die Geburt des Heilands den Hirten verkündeten, verließ ein ganz kleiner Engel mit Flügeln so weiß wie der Schnee seine Brüder und flog in die Stadt, in der das Christkind in einer Krippe lag. Maria und Josef betrachteten es voller Freude und Liebe. Der kleine Engel aber ließ sich geräuschlos an dem Rand der Krippe nieder, um mit der ganzen Kraft seines Herzens dem göttlichen Kinde zu huldigen.

Da erwachte das Jesuskind und fing zu weinen an. Vielleicht hatte es der große Kopf des Ochsen erschreckt, der im Stalle stand. Der kleine Engel hatte niemals Tränen gesehen, er war ja das erste Mal auf Erden. Verwundert fing er in seinen kleinen Händchen die Tränen des göttlichen Kindes auf, um sie dem ewigen Vater zu bringen. Maria hatte sich über das Jesuskind geneigt, das, vom Blick der Mutter beruhigt, zu lächeln begann. Da flog der Engel davon und nahm die kostbaren Tränen mit. Aber es war so kalt, daß seinen armen, erstarrten Fingern die Tränen des göttlichen Kindes entglitten. Sie fielen auf einen Mistelstrauch und verwandelten sich dort in weiße Perlen.

Seit jener Zeit trägt die Mistel die kleinen Kügelchen und bringt Glück.

Deutsch von Anna Aurednicek.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.